



Hans Hermann Storm

Bilder erzählen

Handbuch zur Biografiearbeit mit alten Menschen

Band 2

Flüchtlingsleben in der Nachkriegszeit

Durch die Fluchtbewegung während der letzten Kriegszeit hatte sich die Bevölkerungszahl Norddeutschlands fast verdoppelt. Zusätzlich war bereits während des Krieges jeweils nach Bombenangriffen auf Großstädte die betroffene Bevölkerung aufs Land und dort vornehmlich in die Dörfer evakuiert worden. Die Dorfbewohner bekamen die sog. Ausgebombten zugewiesen und hatten sie angemessen unterzubringen. Diese Maßnahmen konnten noch recht gut durchgesetzt werden, weil es sich ja um Einheimische handelte. Als jedoch der große Flüchtlingsstrom aus dem Osten den Westen und besonders Norddeutschland überschwemmte, da zeigte sich sehr bald, wer von den Einheimischen bei der Wohnraumbeschaffung und den Ernährungsengpässen zu helfen bereit war und wer sich hier selbstüchtig verweigerte. Es gab viel Voreingenommenheit und Vorbehalte auf beiden Seiten, schließlich fehlte es an entsprechenden Erfahrungen im Umgang mit Fremden in Notzeiten. Von den unfreiwilligen Gastgebern fielen bei Auseinandersetzungen vereinzelt böse Worte wie „Polacken“ und „Flüchtlingspack“ und auch „die aus dem Osten“ sparten nicht mit hässlichen Beschimpfungen und Kommentaren. Trotzdem setzte sich langsam und stetig nach einem tolerierenden Nebeneinander ein anerkennendes Miteinander durch. Zuerst wohnten viele Hinzugekommene beengt in Barackenlagern, in deren Großräumen jeder Familieneinheit ein durch Laken abgetrennter Schlafraum zugestanden wurde. Zum Kochen und Heizen war ihnen eine Brennhexe zur Verfügung gestellt worden (siehe Bild). Andere Flüchtlinge bewohnten Nissenhütten, in denen sie sich mit primitivsten Mitteln einzurichten versuchten und wieder andere hatten sich ehemalige Stallgebäude zu Wohnräumen umgebaut. Mit dem Abzug vieler Flüchtlinge ins Ruhrgebiet (Bergbau) und staatlicher Unterstützung beim Nebenerwerbssiedlungsbau verbesserte sich die Wohnsituation jedoch deutlich.

Da Not bekanntlich erfinderisch macht, dauerte es nicht sehr lange, bis „Spezialisten“ aus leeren Granatenhülsen Töpfe und aus MG-Hülsen mit kleinen Trafos, Watte und Benzin elektrische Feuerzeuge fertigten. Frauen schneiderten aus Wehrmachtdecken derbe Kleidungsstücke und nähten aus Fallschirmseide noble Blusen und kleine Deckchen. Da während der Treckzeit und ebenfalls in der Folgezeit die Ernährungslage katastrophal gewesen war, besann man sich jetzt auf alte Nahrungsmittelaufbereitungen, um zumindest eine ausreichende Versorgung mit Grundnahrungsmitteln zu gewährleisten. Viele Flüchtlingskinder verdienten damals in den „Kartoffelferien“ durch ihre Sammelarbeit ein gutes Taschengeld, stärkten sich in den Arbeitspausen an köstlichen Butterbrotchen und brachten abends auf einem Blockwagen einen Sack voll nachgestoppelter Kartoffeln mit nach Hause, aus denen dann u. a. durch Reiben und Spülen Kartoffelmehl hergestellt wurde. Nach der Getreideernte sammelten sie liegengeliebene Ähren auf den Stoppelfeldern in Säcke hinein und drochen sie später mit Stockschlägen auf den Ährensack aus. In Wechselschichten von jeweils drei Stunden drehten einige ältere Frauen dann eine Handmühle und vermahlten das vorher in einer Windfege gereinigte Korn zu Mehl. Aus Holunderdolden stellten kundige Frauen „Sekt“ her und aus den reifen Fliederbeeren und Schlehen entstand köstlicher Saft. Über Notrezepte aus der damaligen Zeit gibt es heute viele Kochbücher, die daran erinnern, wie Makronenkuchen ohne Makronen gebacken wurden und wie Marzipan aus Kartoffelmus und Mandelöl bereitet werden konnte. Ältere Damen rubbelten abgenutzte Pullover auf, doppelten den Faden und strickten dann Socken oder Handschuhe daraus. Geschickte Frauen bereiteten die von den Stacheldrähten abgelöste Pflückwolle auf und verspannen diese später. Erst nachdem viele Ehen zwischen Flüchtlingen und Einheimischen geschlossen worden waren, sorgten die Enkelkinder in ihrer Spontaneität dafür, dass auch die letzte Sprachlosigkeit endlich verschwand.

